

# Wisst Ihr denn, wohin Ihr wollt?

Siegfried Wendt

## 1. Der Wunsch der Eltern

Meine Erinnerung reicht zurück bis in die letzten Jahre des Zweiten Weltkriegs. Da kannte ich viele Leute, die sagten: „*Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir.*“ Sie hatten tatsächlich allen Grund, dies zu wünschen in Anbetracht ihrer gefallenen Verwandten und Freunde, der zerbombten Städte und der Versorgungsprobleme hinsichtlich der elementaren Bedürfnisse – Nahrung, Kleidung, Wohnung. Sie wünschten sich eine radikale Änderung der Lebensverhältnisse in Deutschland. Die anzustrebende Zielsituation sollte derart sein, dass möglichst niemand mehr Anlass haben sollte zu dem Wunsch: „*Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir.*“ Wenn man die Leute damals gebeten hätte, die gewünschte Zielsituation ein wenig zu konkretisieren, wäre sehr schnell deutlich geworden, dass der Wunsch zwei klar unterscheidbare Ziele umfasste. Das eine Ziel fand von Anfang an seinen Ausdruck in der bekannten Forderung „*Nie wieder Krieg!*“, wogegen das andere Ziel erst etwas später von Ludwig Ehrhard in die griffige Formel „*Wohlstand für alle!*“ gepackt wurde. Ich gehöre zu den glücklichen Kindern, für die beide Teile des damaligen Wunsches ihrer Eltern tatsächlich in Erfüllung gegangen sind. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat es in Deutschland keinen Krieg mehr gegeben, und es sieht auch nicht so aus, als ob ich in der mir verbleibenden Lebenszeit noch mit einem solchen Krieg rechnen müsste. Auch was den Wohlstand angeht, ist der Wunsch für mich selbst und viele meiner Verwandten und Freunde in Erfüllung gegangen. Ich meine aber, dass wir das Ziel „*Wohlstand für alle*“ nicht nur nicht erreicht haben, sondern aktuell dabei sind, uns wieder weiter von diesem Ziel zu entfernen.

## 2. Die Frage nach dem Zielzustand

Zustände, in denen ein System ewig verbleiben könnte, obwohl noch dyna-

mische Vorgänge stattfinden, werden stationäre Zustände genannt. Schon in der Bibel (1. Mose 8, Vers 22) wird – obwohl dort natürlich die Bezeichnung „stationärer Zustand“ nicht vorkommt – ein solcher Zustand beschrieben: „*Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.*“

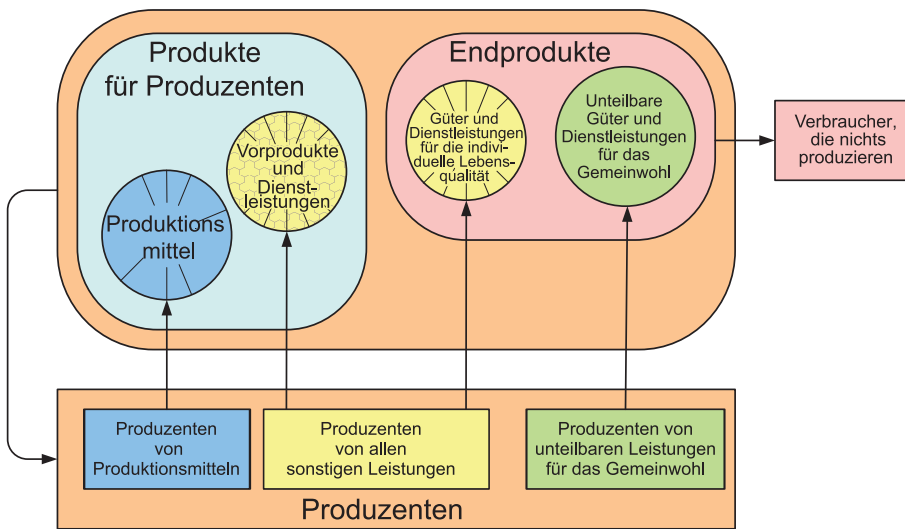
Ohne Zweifel befindet sich unser Wirtschaftssystem zur Zeit nicht in einem stationären Zustand. Vermutlich war die Geschwindigkeit der Änderungen im Wirtschaftssystem noch nie so hoch wie jetzt. Es wird auch von Politikern und Wirtschaftsfachleuten immer wieder betont, dass das besonders Positive am aktuellen Zustand darin bestehe, dass er in hohem Maße dynamisch sei. Zur Bestätigung ihres Urteils verweisen sie manchmal auf das Sprichwort „*Wer rastet, der rostet.*“ Und sie meinen, um dem Rosten zu entgehen, müsse man immer schneller rennen. Ich bin dagegen überzeugt, dass wir uns fragen sollten, wohin die Reise gehen soll, d. h. ob wir nicht doch einen stationären Zielzustand charakterisieren können, den fast alle Mitbürger positiv beurteilen würden. Selbstverständlich kann dieser Zielzustand kein endgültiger sein, denn jede „revolutionäre Innovationsidee“ würde zwangsläufig zum Verlassen dieses Zustands führen. Beispiele für revolutionäre Innovationsideen sind die Erfindung des Buchdrucks oder der Dampfmaschine, und in neuerer Zeit die vielfältigen Ideen zur Nutzung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse in der Physik und der Chemie. Ohne diese Erkenntnisse gäbe es keine Autos, kein elektrisches Licht, keine Rolltreppen, keine Computer, kein Internet und keine drahtlose Kommunikation. Aus der Tatsache, dass in den letzten zweihundert Jahren in immer kürzeren Abständen revolutionäre Innovationsideen geboren wurden, glauben manche Wirtschaftspropheten schließen zu dürfen, dass sich die zeitlichen Abstände zwischen

solchen Ereignissen auch weiterhin verkürzen werden. Da revolutionäre Innovationsideen aber häufig ihren Ursprung in überraschenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen haben, sehe ich eine Analogie zwischen dem Feld dieser Ideen und einem Erdölfeld: Lange bleibt es unentdeckt, dann wird es immer schneller ausgebeutet und schließlich ist es leer gepumpt. Deshalb halte ich es durchaus für sinnvoll, darüber nachzudenken, welchen Zustand unseres Wirtschaftssystems wir uns denn wünschen sollten unter der Annahme, dass in den kommenden Jahrzehnten keine revolutionären Innovationsideen mehr vom Himmel fallen.

## 3. Ein Modell unseres Wirtschaftssystems

Man kann nicht über einen wünschenswerten Zustand reden, ohne das System zu charakterisieren, um dessen Zustand es geht. Unser Wirtschaftssystem ist so komplex, dass man zwangsläufig stark vereinfachen und abstrahieren muss, damit man überhaupt eine Struktur bekommt, anhand derer man argumentieren kann. Die charakteristischen Elemente eines Wirtschaftssystems sind die Leistungen, die Leistungserbringer und die Leistungsnutzer. Dabei ist die Menge der Leistungserbringer nicht gleich der Menge der Leistungsnutzer, sondern nur eine Teilmenge davon. Das System soll sicherstellen, dass möglichst der gesamte Leistungsbedarf gedeckt wird und niemand mehr Leistungen in Anspruch nimmt, als ihm „gerechterweise“ zustehen.

Wenn Überlegungen zur Verteilung der produzierten Güter und Dienstleistungen angestellt werden, wird meistens nur ein einziger Kuchen betrachtet. In jeder volkswirtschaftlichen Backstube werden aber vier Kuchen unterschiedlicher Art gebacken, von denen allerdings nur drei zur Verteilung aufgeschnitten werden (siehe Bild 1).



**Bild 1** Die gesamte volkswirtschaftliche Leistung, aufgeteilt auf vier „Kuchen“

Der blaue Kuchen umfasst alle Produktionsmittel, also alle technischen Mittel zur Erhöhung der Produktivität. Dabei bedeutet die Erhöhung der Produktivität die Reduktion des Einsatzes an Personenstunden, Energie und Rohstoffen zur Erbringung einer bestimmten volkswirtschaftlichen Leistung. Typische Beispiele von Produktionsmitteln sind Traktoren für die Landwirtschaft, Montagroboter für die Autoindustrie oder Abfüllautomaten für die Lebensmittelindustrie. Aber auch die Computer für die Buchhaltung oder die Bürogebäude zählen zu den Produktionsmitteln. Der gelbe Kuchen umfasst alles, was für Menschen einen unmittelbaren individuellen Nutzen hat wie beispielsweise Lebensmittel, Kleidung, Wohnung oder Bücher sowie Haarschnitt, Krankenpflege, Autoreparatur oder Ferienflug. Deshalb sind die Empfänger der gelben Kuchenstücke ausschließlich Menschen. Im Unterschied hierzu sind die Empfänger der beiden Kuchen für Produzenten häufig juristische Personen in Form von Unternehmen. Der grüne Kuchen schließlich umfasst alle Leistungen, die für die Wirtschaftsgemeinschaft als Ganzes erbracht werden. Man denke beispielsweise an den Bau und die Pflege von Straßen, Brücken oder Dämmen, oder an die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung durch Verwaltungsfachleute, Polizisten und Richter. Diese Leistungen werden nicht einzelnen Individuen wie Stücke eines Kuchens zugeteilt; sie sind vielmehr vergleichbar mit dem Regen und dem Sonnenschein, über die man in der Bibel die schöne Feststellung (Matthäus 5, Vers 45) findet: „*Er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und*

*über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.*“

Das Modell verlangt nicht, dass jede Art von Leistung ausschließlich in einem der vier Kuchen vorkommt oder dass jeder Leistungserbringer genau einer der drei Produzentenklassen angehört. So kommt beispielsweise die Müllabfuhr als Dienstleistung sowohl im gelben als auch im grünen Kuchen vor. Denn nicht nur die Müllzeuger brauchen die Müllabfuhr, sondern auch alle Anderen, die keinen Müll erzeugen; auch diese sind nämlich an einer Stadt interessiert, die nicht zugemüllt ist. Eine funktionierende Müllabfuhr dient also auch dem Gemeinwohl. Entsprechend gibt es Leistungserbringer, die mehr als einer Produzentenklasse angehören. Man denke an einen Elektroinstallateur, der „ein gelber Produzent“ ist, wenn er in einem Privathaushalt den kaputten Lüfter im Bad austauscht, und „ein grüner Produzent“, wenn er mithilfe, die Weihnachtsbeleuchtung in der Fußgängerzone zu installieren.

#### 4. Der Zweck von Investitionen

Wenn das Wirtschaftssystem in einem stationären Zustand ist, werden zwar dauernd Güter produziert und verbraucht sowie Dienstleistungen erbracht und genutzt, aber es ändern sich weder deren Art noch deren Umfang. Das bedeutet, dass sowohl die Größe als auch der Inhalt der Kuchen in Bild 1 unverändert bleiben und dass sich weder die Zahl noch die fachliche Ausrichtung der Leistungserbringer ändern. Dies kann natürlich immer nur nä-

herungsweise der Fall sein, denn sonst müsste man u. a. verlangen, dass jeder Todesfall unmittelbar durch eine Geburt kompensiert wird und dass das Leben des Neugeborenen bezüglich seines Wirtschaftsverhaltens genauso verläuft wie das des Gestorbenen.

Wären wir im Schlaraffenland, müsste niemand arbeiten, d. h. niemand müsste Produzent sein, so dass es dann auch keinen Bedarf für die beiden Kuchen für Produzenten gäbe. Der gelbe und der grüne Kuchen wären immer da, und was davon verbraucht würde, würde automatisch nachwachsen. Da wir aber nicht im Schlaraffenland leben, müssen der gelbe und der grüne Kuchen immer neu gebacken werden, und das geht umso leichter, je größer der blaue Kuchen ist. Alles, was dem Backen dieses blauen Kuchens dient, wird Investition genannt. Investitionskapital gibt es nur, wenn das Volkseinkommen höher ist als das, was die Menschen für sich selbst, d. h. für die Nutzung des gelben und des grünen Kuchens ausgeben müssen oder wollen. Das „müssen“ gilt dabei für diejenigen, die ihr gesamtes Einkommen für ein einigermaßen menschenwürdiges Leben brauchen. Das „wollen“ gilt für diejenigen, deren Einkommen höher ist als das, was sie für ein Leben nach ihren Vorstellungen ausgeben müssen. Sie stehen vor der Wahl, ob sie weitere, aus ihrer Sicht eigentlich unnötige Stücke des gelben Kuchens kaufen oder ihren Überschuss investieren sollen.

Mit ihren Investitionen verbinden die Investoren meist nicht die Absicht, der Menschheit etwas Gutes zu tun; vielmehr wollen sie „ihr Geld wachsen lassen“. In dem Kinderbuch „Pinocchio“ des italienischen Autors Carlo Coloni wird erzählt, dass der Fuchs und die Katze den gutgläubigen Pinocchio überreden, seine wenigen Goldstücke in die Erde zu stecken, damit sie aufgehen könnten wie Saatkörner. Daraus würde ein Baum entstehen mit tausend Früchten, und diese wären lauter Goldstücke. Investoren sind zweifellos nicht so naiv wie Pinocchio, aber sie reden trotzdem vom Wachstum ihres Geldes. Dieses Wachstum sei der Lohn dafür, dass sie ihr Geld „arbeiten lassen“. Wenn sie ehrlich wären, müssten sie sagen, dass sie „Leute arbeiten lassen und ihnen einen Teil ihres Lohnes vor enthalten“.

Das Wort investieren bedeutete ursprünglich „jemanden in ein Kleidungsstück hineinstecken“; später wurde vom Kleidungsstück abstrahiert und es ging nur noch darum, etwas irgendwo hineinzustecken. Dann aber wurde mit dem Hineinstecken die Hoffnung verbunden, dass anstelle des Hineingesteckten etwas Besseres oder Wertvolleres herauskommt. So kann jemand sehr viel Mühe und Herzblut in ein Projekt investieren in der Hoffnung auf ein positives Projektergebnis. Wenn nun jemand Geld in ein Projekt oder ein Unternehmen investiert, dann verbindet er damit die Hoffnung, dass er am Ende mehr Geld herausbekommt als er anfänglich hineingesteckt hat. Allerdings spricht man in bestimmten Fällen auch von Investitionen, wenn gar kein Grund für eine solche Hoffnung besteht. So wirft man beispielsweise dem Staat vor, er habe jahrelang viel zu wenig in den Straßenbau investiert.

Im stationären Zustand muss pro Zeiteinheit nur so viel investiert werden, dass die in dieser Zeit erfolgte Abnahme des blauen Kuchens kompensiert wird. Diese Abnahme ergibt sich durch die Alterung der Produktionsmittel, also durch ihren Verschleiß. Die entsprechenden Investitionen werden **Erhaltungsinvestitionen** genannt.

Durch die Realisierung von Innovationsideen soll die Lebensqualität der Wirtschaftsteilnehmer verbessert werden, d. h. der gelbe und der grüne Kuchen sollen wachsen. Das kann nur erreicht werden, indem zuerst einmal der blaue Kuchen vergrößert wird. Dies bedeutet, dass eine Vorleistung erbracht werden muss, von der sich erst später zeigen wird, ob sie zu den erhofften Verbesserungen führt. Diese Vorleistungen können **Innovationsinvestitionen** genannt werden.

Neben den Erhaltungs- und den Innovationsinvestitionen gibt es auch noch die **Sachwertinvestitionen**. Eine solche Investition liegt vor, wenn der Investor ein Kuchenstück kauft in der Hoffnung, dass er es später zu einem Preis verkaufen kann, der über dem Einkaufspreis liegt. Die Art dieses Kuchenstücks interessiert ihn im Grunde nicht, denn es geht ihm ja nicht darum, das Kuchenstück in einer Produktion zu verwenden oder es zu genießen und sich daran zu erfreuen. Es könnte also beispielsweise Ackerland sein, das vielleicht später zu Bauland erklärt wird, oder ein Gemälde von Van

Gogh, das in den Banktresor gelegt wird in der Hoffnung, dass sein Marktwert steigt. Eine Wertschöpfung ist mit dieser Art von Investition nicht verbunden, denn es wird ja keinerlei Leistung erbracht.

## 5. Unerwünschte Nebenwirkungen von Innovationsinvestitionen

Obwohl es auf den ersten Blick so scheint, als ob Innovationsinvestitionen in jedem Falle zu begrüßen seien, ist dies keineswegs der Fall. Denn nicht alle Innovationsideen tragen in gleichem Maße zur Steigerung der Lebensqualität bei. Es gibt zwar kein absolutes Maß für die Qualität einer Innovationsidee, aber man kann doch meistens entscheiden, welche von zwei gegebenen Ideen mehr zur Erhöhung der menschlichen Lebensqualität beiträgt. So hat zweifellos die Erfindung des Autos mehr zur Lebensqualität beigetragen als die Idee, das Öffnen und Schließen der Autofenster durch den Einbau von Elektromotoren in die Autotüren zu erleichtern. Die Erfindung des Autos war eine „revolutionäre“ Innovationsidee, wogegen die Idee mit dem Fensterheber nur eine Verbesserungs-idee ist, die niemand als revolutionär bezeichnen würde. Revolutionäre Innovationsideen führen immer zur Entstehung völlig neuer Wirtschaftszweige und zum Absterben überholter Bereiche – die Pferdekutschen wurden von den Autos verdrängt und die Kerzen von den Glühlampen.

Verbesserungs-ideen spielen sich dagegen innerhalb bereits bestehender Wirtschaftszweige ab; da müssen keine Bereiche absterben, weil sie überholt sind. Da gibt es aber den Effekt, dass sich die Produzenten gegenseitig zu überbieten versuchen mit immer schneller aufeinanderfolgenden minimalen, teilweise geradezu lächerlichen Verbesserungen. Dies ist das Kennzeichen eines Verdrängungswettbewerbs, bei dem es nur wenige Gewinner und viele Verlierer gibt. Kaum hat man sich an die Benutzung eines Produkts gewöhnt, ist es schon wieder vom Markt verschwunden und wurde durch ein „besseres“ ersetzt. Wer nicht immer die neuesten Modelle kauft, wird benachteiligt durch einen immer schlechter werdenden Service für die älteren Produkte. Dabei kompensiert die meist geringe Verbesserung nicht den Ärger

über die Notwendigkeit, sich neues Bedienwissen aneignen zu müssen, weil das bisherige, oft mit Mühe erworbene Bedienwissen zu dem neuen Produkt nicht mehr passt. Mit einem „aggressiven Marketing“ versuchen die Anbieter, sich gegenseitig Marktanteile abzubauen. Dies äußert sich in einer Überwucherung unseres Alltags mit Werbung. Inzwischen wurden sogar schon die Fenster der Busse unserer städtischen Verkehrsbetriebe als Werbeflächen verpachtet, so dass man nun nicht mehr hinausschauen kann. Und wenn die Wettbewerber ihre Konkurrenten nicht über bessere Qualität verdrängen können, versuchen sie, sie über einen niedrigeren Preis zu verdrängen. Die dafür nötige Kostensenkung geht zu Lasten des Personals und der Steuern, mit denen der Gemeinwohlkuchen finanziert werden müsste. Der unsinnige Verdrängungswettbewerb führt zu häufigen Schließungen oder Verlagerungen von Produktionsstätten. Wenn dann die Arbeitnehmer über den Verlust ihres Arbeitsplatzes oder über die Notwendigkeit des Ortswechsels klagen, wirft man ihnen vor, sie seien nicht flexibel genug. Mit der dauernd wiederholten Forderung nach lebenslangem Lernen wird den jungen Menschen die Hoffnung genommen, sie könnten mit größter Wahrscheinlichkeit ihr ganzes Arbeitsleben in dem Fach arbeiten, in dem sie ausgebildet wurden. Die Dreiteilung des gesamten Arbeitslebens in die Phasen Lehrjahre, Gesellenjahre und Meisterjahre, die für ihre Väter noch eine Selbstverständlichkeit war, soll plötzlich nicht mehr gelten.

Wie hoch die Investitionsquote sein sollte, damit sie als angemessen betrachtet werden kann, hängt davon ab, welche Innovationsideen zur Realisierung anstehen und wie deren Prioritäten festgelegt werden. Wer Investitionskapital hat und es wachsen lassen will, der fragt allerdings nicht lange nach dem Nutzen der Innovationsideen für die Allgemeinheit, sondern nur danach, welche Ideen am ehesten erfolgreich vermarktet werden können. Damit unterscheidet er sich nicht wesentlich von einem Rauschgiftproduzenten. Wenn in der Werbung von manchen Produkten gesagt wird, dass man sie „unbedingt haben muss“, wird damit indirekt zugegeben, dass die Anbieter daran interessiert sind, ihre Kunden süchtig zu machen.

## 6. Die Einkommensspreizung

Ich glaube, dass die im vorangegangenen Abschnitt aufgeführten negativen Erscheinungen auf eine einzige Ursache zurückzuführen sind, und das ist das Missverhältnis zwischen dem verfügbaren Investitionskapital und der Qualität der Innovationsideen. Der Fülle an verfügbarem Investitionskapital stehen nämlich schon lange nicht mehr ausreichend viele „natürliche“ Innovationsideen gegenüber, deren Realisierung die Lebensqualität der Menschen signifikant steigern würde. Deshalb gibt es einen gewaltigen Druck, „künstliche“ Innovationen zu realisieren, die nicht nur keiner braucht, sondern die teilweise sogar für die Menschheit schädlich sind.

Dass mehr Investitionskapital zur Verfügung steht, als zur Realisierung der natürlichen Innovationsideen gebraucht wird, ist die Folge einer zu großen Einkommensspreizung. Ich gehe hier nicht der Frage nach, wie diese Einkommensspreizung zustande kam, sondern ich gehe von der Tatsache aus, dass sie existiert, und analysiere ihre Folgen. Dabei brauche ich auch nicht die Extremfälle zu betrachten, wo beispielsweise das Jahreseinkommen eines Vorstandsvorsitzenden und das seiner Sekretärin im Verhältnis 200:1 stehen. Was ich deutlich machen will, kann ich schon anhand einer Einkommensspreizung um den Faktor fünf zeigen, wie sie dem Bild 2 zugrunde liegt.

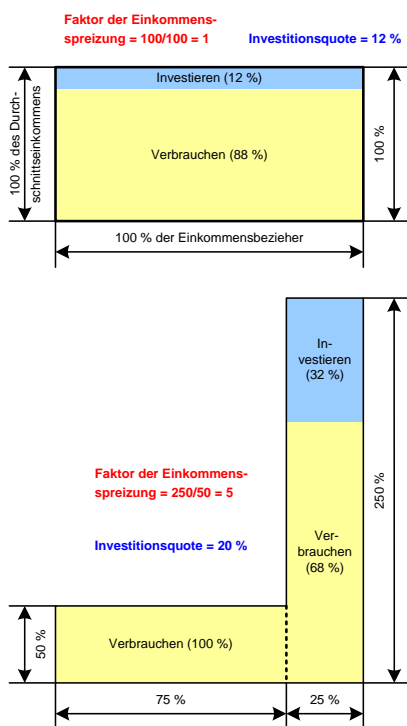


Bild 2 Abhängigkeiten der Investitionsquote von der Einkommensspreizung

Üblicherweise werden in Veranschaulichungen des Verteilungsproblems runde Kuchen dargestellt, die in Stücke geschnitten werden. Die Einkommensspreizung lässt sich aber viel besser veranschaulichen, wenn man anhand rechtwinkliger Kuchen argumentiert, die zur Verteilung vertikal in Streifen geschnitten werden. Die beiden Kuchen in Bild 2 sind gleich groß, d. h. sie haben die gleiche Fläche. Diese Fläche soll der Einkommenssumme aller Wirtschaftsteilnehmer in unserem System entsprechen. Der Begriff Einkommen macht nur Sinn, wenn angegeben wird, in welchem Zeitraum dieses Einkommen erzielt wird. Für die vorliegende Betrachtung wird angenommen, es handle sich um das Lebenseinkommen. Dabei wird zwangsläufig von der Variation der Lebenszeit abstrahiert. Die vorkommenden Farben blau und gelb stellen eine Beziehung her zu dem blauen und dem gelben Kuchen in Bild 1.

Mit dem rechteckigen Kuchen oben im Bild 2 wird der Fall veranschaulicht, dass alle, die einen Beitrag zur volkswirtschaftlichen Gesamtleistung erbracht haben, ein gleich großes Einkommen erhalten. Ich behaupte nicht, dass dies die gerechteste Verteilung sei, denn die Frage nach einer gerechten Verteilung ist für die vorliegende Betrachtung völlig irrelevant. Bei der Verteilung des unteren Kuchens in Bild 2 gibt es zwei Klassen von Empfängern. Jeder Empfänger der besser gestellten Klasse erhält ein um den Faktor fünf größeres Einkommen als jedes Mitglied der schlechter gestellten Klasse. Die kleineren Einkommen gehen an 75 % der Empfänger, wogegen die größeren Einkommen für die restlichen 25 % bestimmt sind.

Durch Vergleich der beiden Kuchen in Bild 2 erkennt man, dass mit der Zunahme der Einkommensspreizung auch der Umfang der verfügbaren Investitionsmittel zunimmt. Das ist kein Wunder, weil ein Mensch kein beliebig großes gelbes Kuchenstück verbrauchen kann. Er kann zwar 100 Hummer und 100 kg Rindsfilet im Jahr essen, aber keine 1000 Hummer und auch keine Tonne Rindsfilet. Er könnte zwar 100 Autos besitzen, aber seine Lebensqualität ist deshalb nicht hundertmal größer als wenn er nur eines besäße. Deshalb bleibt bei ihm ein größerer Teil seines Einkommens für Investitionen übrig als bei einem Bezieher eines kleineren Einkommens. Wenn das Einkommen unter eine bestimmte Schwelle sinkt, bleibt für Investitionen gar nichts mehr übrig. Diese

Überlegung zeigt übrigens, wie heuchlerisch die immer wieder vorgebrachte Behauptung ist, Rendite sei die Belohnung für einen Konsumverzicht. Wer schon vollgefressen ist, der müsste eigentlich einen Preis dafür bezahlen, dass er nicht noch mehr in sich hineinstopfen muss.

## 7. Hoffen auf ein Wunder

Damit unsere Wirtschaftsentwicklung auf ein Ziel zulaufen kann, das von einer überwältigenden Mehrheit unserer Bürger begrüßt werden würde, müssten nicht nur etliche Gesetze, sondern auch Teile der Verfassung geändert werden, und zwar vermutlich nicht nur in Deutschland, sondern auch in der EU. Die hierfür erforderlichen Parlamentsmehrheiten kommen aber nicht zustande, weil derzeit keine große politische Partei mit einem solchen Wahlprogramm genügend Stimmen bekäme. Das liegt an der Befürchtung der meisten Wähler, das folgende immer wieder vorgebrachte Killerargument könnte wahr sein: **Alle Gesetzesänderungen zu Lasten der Klasse mit den größten Vermögen und den höchsten Einkommen vernichten Arbeitsplätze, wogegen durch Gesetzesänderungen zu Gunsten dieser Klasse Arbeitsplätze geschaffen werden.** Deshalb ist es sehr wahrscheinlich, dass sich auf absehbare Zeit nichts Wesentliches ändern wird. Vermutlich muss das System erst gegen die Wand fahren, damit ein Neuanfang mit besseren Regeln möglich wird. Bis dahin bleibt mir nur das Hoffen auf ein Wunder.

### Zum Autor

Prof. Dr.-Ing. Siegfried Wendt



Emeritus am „Hasso-Plattner-Institut für Softwaresystemtechnik GmbH“ an der Uni Potsdam, welches er ab 1998 als Gründungsdirektor aufbaute. Studium der Elektrotechnik mit Schwerpunkt Nachrichtentechnik an der TH Karlsruhe. Bis 1969 dort als wissenschaftlicher Assistent tätig, promovierte 1968 mit einer Arbeit über neuronale Netze. 1969 Assistant Professor an der State University of New York in Buffalo, USA. 1972-1975 Uni Hamburg im Gebiet Technische Informatik. Danach bis 1999 als Professor für Digitale Systeme im Fachbereich Elektrotechnik an der Uni Kaiserslautern tätig. Mitbegründer der 2003 gestarteten PLAN S GmbH (heute Arcway AG). Seit 2006 im Aufsichtsrat des Potsdamer Software- und IT-Dienstleisters Intervista AG.

s.a.: [http://de.wikipedia.org/wiki/Siegfried\\_Wendt](http://de.wikipedia.org/wiki/Siegfried_Wendt)